

Nach der Hinrichtung

O.V. Vijayan

Als Vellayi-appan seine Reise begann, hörte man aus seiner Hütte rituelle Trauer erklingen, auch aus Amminis Hütte, und jenseits der Hütten lauschte das Dorf voller Kummer. Vellayi-appan ging nach Cannanore. Hätten sie das Geld dazu gehabt, jeder einzelne hätte ihn auf der Reise begleitet. So war es, als ob er für das ganze Dorf reiste. Vellayi-appan ging nun an der letzten Hütte vorüber und nahm den langen Grat über die Reisfelder. Das Klagen hinter ihm verschwand in der Entfernung. Von dem Grat aus betrat er Weideland, durch das sich ein Fußweg schlängelte.

Oh Götter, Ihr meine Herren, weinte Vellayi-appan innerlich.

Auf beiden Seiten erhoben sich schwarze Palmen, und der Wind strich geräuschvoll durch ihre Blätter. Der Wind, sonst so vertraut, war heute seltsam - die Götter seines Clans und seine dahingeschiedenen Vorfahren sprachen zu ihm durch die windbewegten Palmwedel. Über seine Schulter geworfen trug er ein Bündel mit gekochtem Reis, und dessen Feuchtigkeit sickerte durch den abgetragenen Stoff auf seinen Arm durch. Seine Frau hatte sich lange über den Reis gebeugt, ihn für die Reise durchgeknetet, und weil sie dabei geweint hatte, waren ihre Tränen in den sauren Reisteig eingezogen. Vellayi-appan lief weiter. Bis zum Bahnhof waren es vier Meilen. Weiter unten auf dem Fußweg sah er Kuttihassan auf sich zukommen. Kuttihassan trat in liebevoller Ehrerbietung zur Seite neben den Pfad.

"Vellayi", sagte Kuttihassan. "Kuttihassan", erwiderte Vellayi-appan.

Das war alles, nur zwei Namen. Und doch war es wie ein langes Gespräch, in dem sowohl Wehklagen als auch Trost lagen. *Oh Kuttihassan,* sagten die unausgesprochenen Worte, *ich muß Dir noch eine Schuld zurückzahlen, fünfzehn Silbermünzen.*

Oh Vellayi, mach Dir auf dieser Reise keine Sorgen darüber. Kuttihassan, ich werde Dir das Geld vielleicht nie mehr geben können, nie mehr nach dem hier. Wir legen unsere eingelösten Schulden in die Obhut Gottes. Sein Wille geschehe. Ich bin innerlich am Verbrennen. Mein Leben wird mir nach und nach genommen. Möge der Prophet Dich auf dieser Reise behüten, mögen die Götter Dich segnen, Deine Götter und meine.

Die Lobeshymne der Götter durchflutete jetzt die Palmen. Vellayi-appan ging an Kuttihassan vorbei und lief weiter. Noch vier Meilen zum Bahnhof. Und wieder eine Begegnung unterwegs. Neeli, die Wäscherin, mit ihren Wäschebündeln. Auch sie trat ehrerbietig zur Seite.

"Vellayi-appan", sagte sie. "Neeli", sagte Vellayi-appan.

Nur diese zwei Worte, und doch ein reiches Zwiegespräch. Vellayi-appan ging weiter.

Der Fußweg traf auf die schlammig-schmutzige Straße, und Vellayi-appan schaute nach dem Meilenstein und lief weiter. Bald kam er an die Stelle, wo der der grob herausgeschlagene Weg zum Fluß hin abfiel. Auf der anderen Seite des Flusses, jenseits von einer Erhebung und einer langgestreckten, ausgetrockneten Grasfläche war die Eisenbahn. Vellayi-appan trat auf die sandigen Stellen, dann in das knietiefe Wasser. Schwärme kleiner Fische, silbrig funkeln, streiften seine Waden und schwammen weiter. Als Vellayi-appan die Mitte des Flusses erreicht hatte, war er von der Ausdehnung des

Wassers überwältigt, es erinnerte ihn an die traurigen und an die geliebten Rituale, an das Baden seines toten Vaters, an seinen kleinen Sohn, der in den Strömungen des Flusses schwamm: an all das dachte er, und er hielt am Ufer des Flusses inne und gab den Tränen der Erinnerung nach.

Er erreichte den Bahnhof und fand seinen Weg zum Fahrkartenschalter, und mit großer Sorgfalt öffnete er den Knoten in der Ecke seines nahtlosen Tuches, um das Geld für die Fahrt herauszunehmen.

"Cannanore" sagte Vellayi-appan. Der Angestellte hinter dem Schalter zog eine Fahrkarte heraus, stempelte sie ab und warf sie ihm zu. *Ein Teil meiner Reise ist vorüber,* dachte Vellayi-appan. Er verstaute die Fahrkarte sicher in der Ecke seines nahtlosen Tuches, ging hinüber zum Bahnsteig, setzte sich auf eine Bank und wartete geduldig auf seinen Zug. Er beobachtete, wie die Sonne versank, wie die weit entfernten Palmen dunkler wurden und wie die Vögel heimwärts flatterten. Vellayi-appan erinnerte sich daran, wie er mit seinem Sohn bei Sonnenuntergang zu den Feldern gegangen war, er erinnerte sich daran, wie sein Sohn voller Verwunderung zu den Vögeln aufgeschaut hatte. Dann erinnerte er sich daran, wie er sich selbst als Kind an den kleinen Finger seines Vaters geklammert hatte und sie dieselben Felder entlanggelaufen waren. Zwei Bilder, aber dazwischen lag, so wie bei zwei Worten eines von Zurückhaltung geprägten Gesprächs, eine Fülle von anderen Dingen. Es dauerte nicht lange, bis ein weitere betagter Reisender herüberkam und neben ihm auf der Bank Platz nahm.

"Die Reise geht nach Coimbatore, nicht wahr?", fragte der Fremde. "Cannanore", sagte Vellayi-appan. "Ich fahre nach Coimbatore." "Ach so?" "Der Zug nach Cannanore fährt abends um zehn." "Ach so?" "Was haben Sie in Cannanore zu erledigen?" "Nicht viel." "Sie reisen einfach so, nicht wahr?" Das dümmliche und krächzende Gespräch mit dem Fremden schnürte Vellayi-appan ein, so wie die Schlinge eines Henkers. Wenn man das Dorf erst einmal verlassen

hatte und über den langen Grat gelaufen war, war die Welt voller Fremder, und deren interesselose Worte kamen sehr vielen Henkerschlingen gleich. Der Zug nach Coimbatore hatte Einfahrt, und der alte Fremde stand auf und ging. Vellayi-appan war wieder allein auf der Bank. Er hatte kein Verlangen, das Reisbündel aufzuknüpfen, statt dessen hielt er seine Hand auf das dünne Tuch. Er spürte dessen Feuchtigkeit. So saß er und schlief. Und träumte. In seinem Traum rief er aus "Kandunni, mein Sohn!" Das laute Geräusch des Zuges weckte Vellayi-appan, und er rapelte sich auf. Er fühlte nach der Fahrkarte im Knoten seines Tuches und drängelte sich kraftlos durch die Menge, suchte einen Weg in den Zug.

"Die ist die erste Klasse, alter Mann!"

"Ach so?"

Er warf einen angestrengten Blick in das nächste Abteil.

"Hier ist reserviert."

"Ach so?"

"Versuch es doch weiter unten, alter Mann!"

Die Stimmen von Fremden.

Vellayi-appan kam in ein Abteil, in dem es keinen Sitzplatz mehr gab. Er konnte kaum stehen. *Ich werde stehen, ich brauche nicht zu schlafen, mein Sohn sitzt heute nacht auch wach.* Der Rhythmus des Zuges veränderte sich mit den jeweils anderen Bodenbeschaffenheiten, mit den flüchtigen Streckenlampen, den Sandbänken, den Bäumen. Vor langer Zeit war er schon einmal mit dem Zug gefahren, aber das war am Tag. Dies war ein Nachtzug. Er raste durch den Tunnel der Dunkelheit, dessen bogenförmige Seitenwände mit dunklen Wandgemälden bemalt waren.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als er Cannanore erreichte. Das Bündel mit geknetetem Reis hing immer noch über seine Schulter, und die Feuchtigkeit sickerte durch. Er ging durch das Tor in den Außenhof des Bahnhofs. Mit der einsetzenden Dämmerung belebte sich jetzt die Dunkelheit. Die Pferdekutscher, die ihre Gefährte ungeschickt zusammengestellt hatten, sprachen ihn nicht an. Vellayi-appan fragte sie: "Wie komme ich zum Gefängnis?" Jemand lachte. *Hier steht ein alter Mann und fragt so früh am Morgen*

schon, wie er zum Gefängnis kommt. wieder lachte jemand. Oh, alter Mann, Du brauchst nur irgendetwas zu stehlen, und schon werden sie Dich hinbringen. Das Gerede von Fremden legte sich wie eine Schlinge um seinen Hals. Vellayi-appan erstickte fast.

Dann zeigte ihm jemand den Weg, und Vellayi-appan ging los. Der Himmel erhellte sich zum Konzert krächzender Krähen.

Am Tor des Gefängnisses hielt ihn ein Wächter an:

“Was führt Dich her, so früh?”

Vellayi-appan wich zurück wie ein Kind, nervös. Dann knotete er langsam die Ecke seines Tuches auf und nahm ein zerknülltes, vergilbtes Stück Papier heraus.

“Was ist das?”, wollte der Wächter wissen.

Vellayi-appan überreichte ihm das Papier. Ohne es zu lesen, sah es der Wächter kurz an.

Vellayi-appan sagte: “Mein Kind ist hier.”

“Wer hat gesagt, daß Du so früh kommen sollst?” fragte der Wächter gereizt und schaft. “Warte, bis das Büro aufmacht.”

Dann fiel sein Blick wieder auf das Papier und wurde von dessen Inhalt gefesselt. Seine Miene, eben noch feindselig, wurde plötzlich sanft und voller Mitgefühl.

“Morgen also?” fragte der Wächter mit fast tröstendem Ton.

“Ich weiß nicht, es steht alles da geschrieben.”

Der Wächter las das amtliche Papier, und dann noch einmal. “Ja”, sagte er, “morgen früh um fünf ist es.”

Vellayi-appans Augen öffneten sich weit. “Ach so?”

“Setz Dich hin, oh alter Mann, und ruh Dich aus.”

Vellayi-appan nickte zustimmend und ließ sich auf eine Bank im Gefängnis Eingang fallen. Dort wartete er darauf, daß sich das dunkle Allerheiligste öffnete.

“Alter Mann, kann ich Dir eine Tasse Tee anbieten?” fragte der Wächter fürsorglich.

“Nein.”

Mein Sohn hat heute nacht nicht geschlafen, und wer nicht geschlafen hat, kann auch nicht aufwachen. Weder geschlafen, noch aufgewacht, wie kann er da heute morgen etwa ein Frühstück einnehmen? Vellayi-appans Hand ruhte auf dem Reisbündel. Mein

Sohn, diesen Reis hat Deine Mutter für mich geknetet. Ich habe ihn während all der Stunden meiner Reise aufgehoben und habe ihn hergebracht. Das ist jetzt alles, was ich Dir vermachen kann. Der Reis, eingewickelt in das abgewetzte Tuch, Proviant des Reisenden, wurde langsam muffig. Draußen hellte es sich immer weiter auf. Es wurde ein heißer Tag.

Man öffnete die Büros, und setzte Männer nahmen ihre Plätze hinter den Tischen ein. Im Hof des Gefängnisses waren die Geräusche einer Parade zu hören. Das Gefängnis begann zu leben. Die Beamten begannen ihre Arbeit und beugten sich bei ihrer öden Prüfungstätigkeit über vergilbte Dokumente. Hinter den Tischen her und von dort, wo die Kolonne der Wächter in ihrer Aufstellung wartete, kamen krächzende Befehle, Kommandos, Schlingen ohne Mißachtung oder Vergeltung, die dem Reisenden sanft den Hals zuschnürten. Der Tag wurde heiß. Jemand sagte ihm: *Nehmen Sie Platz und warten Sie.* Vellayi-appan setzte sich, er wartete. Nach einer langen Zeit, deren Dauer er nicht abschätzen konnte, führte ihn ein Wächter in die Korridore des Gefängnisses. Die Korridore waren wegen der Feuchtigkeit des Gefängnisses kühl. *Wir sind da, alter Mann.*

Hinter dem Gitter einer verschlossenen Zelle stand Kandunni. Er sah seinen Vater wie einen Fremden an, durch den ehrfurchtgebietenden Filter eines Zustandes, in welchem man keinen Trost mehr empfangen noch spenden konnte. Der Wächter öffnete die Tür und ließ Vellayi-appan in die Zelle. Vater und Sohn standen einander von Angesicht zu Angesicht gegenüber, versteinert. Dann beugte sich Vellayi-appan vor, um seinen Sohn zu umarmen. Kandunni stieß einen unhörbaren, aber durchdringenden Schrei aus, und dann sagte Vellayi-appan: “Mein Sohn!”

“Vater”, sagte Kandunni.

Nur diese Worte, aber in ihnen lag der tiefe Schmerz des Gesprächs zwischen Vater und Sohn.

Mein Sohn, was hast Du getan?

Ich erinnere mich nicht mehr, Vater.

Mein Sohn, hast Du getötet?

Ich erinnere mich nicht mehr.

Das macht nichts, mein Sohn. Es gibt nichts mehr, an das man sich

erinnern könnte.

Werden die Wächter sich erinnern? Nein, mein Sohn.

Dann wieder der unhörbare, aber durchdringende Schrei, den Kandunni ausstieß, Vater, laß es nicht zu, daß sie mich hängen.

“Komm heraus, alter Mann,” sagte der Wächter. “Die Zeit ist um.”

Vellayi-appan kam, und die Tür wurde ins Schloß geworfen.

Ein letzter Blick zurück, und Vellayi-appan sah seinen Sohn wie einen Fremden, den man auf einer Reise trifft. Kandunni spähte durch das Gitter, so wie vielleicht ein Reisender durch das Fenster eines vorbeirasenden Zuges.

Vellayi-appan wanderte untätig um das Gefängnis herum. Die Sonne erreichte ihren höchsten Stand und begann, wieder zu sinken. *Wird mein Sohn heute nach schlafen?*

Die Nacht kam und wurde wieder von der Morgendämmerung abgelöst. Hinter den Mauern lebte Kandunni immer noch.

Bei Tagesanbruch hörte Vellayi-appan den Ton der Hörner, nicht ahnend, daß dies die Todeszeremonie war. Aber der Wächter hatte ihm gesagt, daß es morgens um fünf sein sollte, und obwohl er keine Uhr trug, wußte Vellayi-appan mit dem unbeirraren Instinkt des Landbewohners, wie spät es war.

Vellayi-appan nahm die Leiche seines Sohnes von den Wächtern in Empfang, so wie eine Hebamme ein Baby.

Alter Mann, welche Vorkehrungen hast Du für die Beerdigung getroffen?

Ich habe keine Pläne.

Willst Du dich Leiche nicht haben?

Ich habe kein Geld, ihr Herren.

Vellayi-appan ging zusammen mit den Aasfressern, die den Wagen mit der Leiche schoben. Außerhalb der Stadt, über verlassenes Sumpfland, schoben die Geier den Wagen geduldig. Bevor sie die Grube wieder füllten, sah Vellayi-appan das Gesicht seines Sohnes noch ein letztes Mal. Segnend legte er ihm die Hand auf die kalte Stirn. Nachdem mit der letzten Schaufel Erde die Grube wieder gefüllt war, wanderte Vellayi-appan in der zunehmenden Hitze und kam schließlich an den Strand. Er hatte das Meer noch nie zuvor gesehen. Da fühlte er etwas Kaltes und Feuchtes in seiner Hand, den Reis, den seine Frau für seine Reise geknetet hatte. Vellayi-appan öffnete das Bündel. Er verstreute den Reis über den Sand, als Opfer und Totengabe. Aus der kristallinen Ferne des Sonnenlichts kamen Krähen zu dem Reis herab, so wie wiedergeborene Seelen der Toten kommen, um das Opfer anzunehmen.

(Aus dem Malayalam ins Englische von O.V. Vijayan. Aus dem Englischen ins Deutsche von Bernd Kolossa. Quelle: Hermann Gundert - Brücke zwischen Indien und Europa, Begleitbuch zur Gundert-Ausstellung in Stuttgart, Süddeutsche Verlagsgesellschaft, Ulm.)

